

Die hohe Kunst des Rap

Richard Shusterman verteidigt die populäre Kultur

RICHARD SHUSTERMAN: *Kunst leben. Die Ästhetik des Pragmatismus. Deutsch von Barbara Reuter. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt 1994. 288 S., 25 Mark.*

Die Kunst ins Leben zu überführen und aus dem Leben ein Kunstwerk zu machen, ist spätestens seit den Tagen des Dadaismus und Surrealismus zur kämpferischen, aber auch marktschreierischen Parole geworden. In der Philosophie hat das etwas länger gedauert. Erst mit dem sogenannten Postmodernismus, seit dem Ende der siebziger Jahre, wird auch hier diese Parole aktuell. Mittlerweile steht sie aber auch für jene ernstzunehmende Strömung der Moralphilosophie, die sich nicht mehr darauf richtet, universale Normen zu begründen, sondern für eine grundsätzlich individuelle Lebensführung zu werben. Es ist, wie Richard Rorty einmal vorbildlich sagte, nicht mehr nötig, das Haus, in dem wir als gut erzogene Bürger wohnen, auf ein sicheres Fundament zu stellen. Wir können und sollten uns vielmehr darauf konzentrieren, es ständig neu zu möblieren.

Rorty ist auch Richard Shusterman als Apologet einer ästhetischen Ethik willkommen. Denn Rorty ist nicht nur ein Postmodernist, sondern auch ein Pragmatist. Er bietet nicht nur subtil ausgearbeitete Argumente gegen eine Konzeption von Moral, die essentialistisch ein Wesen des Menschen unterstellt und darauf die Allgemeingültigkeit von Normen aufbaut. Er hat auch maßgeblichen Anteil daran, daß einer der amerikanischen Gründerväter des Pragmatismus, John Dewey, zunehmend wieder Aktualität erlangt.

Das gilt auch für die Ästhetik. Deweys 1934 erschienenes Buch *Kunst als Erfahrung* zieht in den letzten Jahren, auch in Deutschland, verstärkt das Interesse auf sich. Und Shustermans Buch darf gewiß als originelle Fortschreibung angesehen werden. „Die pragmatische Ästhetik“, so beschreibt er die Lage. „hat mit Dewey angefangen und mit ihm fast schon wieder aufgehört.“ Freilich ist der Untertitel, den man Shustermans Buch in der deutschen Übersetzung gegeben hat, etwas anmaßend. Es enthält eine, nicht die Ästhetik des Pragmatismus.

Die deutsche Ausgabe ist bedeutend kürzer als das vor zwei Jahren erschienene englische Original. Für professionelle Philosophen und Philosophinnen mag das bedauerlich sein. Dafür wird das (Taschen-)Buch für ein breiteres Publikum attraktiver und vermag seine zentrale These besser zu präsentieren. Beides ist, wie Shusterman im Vorwort feststellt, ganz im Sinne einer Philosophie, der es um die Rechtfertigung der populären Kultur geht. Deweys Programm, Kunst als Erfahrung zu begreifen, verfolgt Shusterman auf zwei Wegen. Zum einen sollen die Grenzen der Kunst für Formen der ethischen Lebenskunst, zum anderen für Formen der populären Kultur erweitert werden. Für die ethische Erweiterung des Kunstbegriffs dient Rorty als Orientierung. „Ich will mich beständig neu erschaffen“, heißt hier die oberste, formale Maxime. Auch Shusterman kritisiert allerdings, daß Rorty die Selbsterschaffung allein in den privaten Bereich verlegt, der, nach dem liberalistischen Modell, vom öffentlichen Bereich getrennt bleibt, und die Sprachlichkeit so sehr betont, daß sie als neues „Wesen“ des Menschen – und alles Nichtsprachliche ausgeschlossen erscheint.

Lieber populär als Masse

Sein besonderes Bemühen richtet Shusterman aber auf die populäre Erweiterung des Kunstbegriffs. Er sieht sich damit jener massiven Allianz von Ästhetizismus, Elitertum, politischem Konservatismus und Marxismus gegenüber, die Kunst mit „hoher“ und „schöner“ Kunst gleichsetzt. Vor allem sind es Theodor W. Adorno und Pierre Bourdieu, von denen Shusterman sich immer wieder kritisch absetzt. Sprachlich verwendet er lieber den Ausdruck „populäre Kunst“ anstelle von „Massenkultur“ oder gar „Kulturindustrie“. Denn „Masse“ läßt an Vereinheitlichung und Entmenschlichung denken. „populär“ dagegen an hohe Verbreitung und Pop-Musik.

In der inhaltlichen Auseinandersetzung gibt es dagegen zwei grundsätzliche Strategien. Zum einen kann man zeigen, daß auch in der hohen, autonomen Kunst

ethisch-soziale Werte verhandelt werden. Diese Strategie ist nicht neu. Sie gehört zum Rüstzeug gerade jener marxistischen Ästhetiker, die die Autonomie, den Eigenbereich der Kunst verteidigen. Auf dieser Linie bewegt sich Shusterman, indem er ausführlich ein Gedicht von T. S. Eliot interpretiert. Zum anderen kann man aber umgekehrt zu zeigen versuchen, daß die populäre Kultur nicht prinzipiell minderwertig, sondern ebenso gut und schlecht wie die hohe Kunst ist. Punkt für Punkt stellt Shusterman sich den Einwänden: daß die populäre Kultur keine „echte“ Befriedigung liefere, zur Passivität verurteile, intellektuell uninteressant sei, nichts Neues zu bieten habe usw. ... An einer eingehenden Analyse eines Rap-Songs führt er vor, wie das Charakteristikum dieser Musik, das „Sampling“, die traditionelle Kunstvorstellung herausfordert. Das antike Ideal der Einheit des Werks und das romantische Ideal der originären Schöpfung werden durch die Neukombination musikalischer Teile aus verschiedenen Songs, durch einen „selektischen Kannibalismus“ sozusagen rhythmisch eingestampft, aufgezehrt – und die Reste respektlos ausgespuckt.

Im Streit um die populäre Kultur sieht Shusterman sich in der Mitte zwischen einem „verdammenden Pessimismus“ und einem „begeisterten Optimismus“. Dennoch geht die Begeisterung immer wieder mit ihm durch. Er weiß, daß heutzutage nicht mehr die elitäre, sondern die populäre Kultur als Herrschaftsinstrument benutzt wird. Daraus leitet er aber nicht die nötigen kritischen Einschränkungen ab. Sie müßten seiner engagierten Verteidigungsrede keineswegs entgegenwirken. Denn man verheißt die populäre Kultur allzuleicht, wenn man sie in eine Konkurrenzschlacht mit der elitären schiebt. Beethovens Musik ist nicht besser als die von Jimi Hendrix. Sie ist nur anders, eine ganz andere Erfahrung, und befriedigt andere Bedürfnisse. Daß Shusterman dazu neigt, die populäre Kultur übermäßig zu erhöhen, ist ein Erbeil des Pragmatismus und Postmodernismus. Doch steckt dahinter auch eine Abenteuerlust, die in der Philosophie immer noch viel zu selten ist. JOSEF FRÜCHTL